Die unharmonische Frau.

Von Ellen Key.

Es ist nicht leicht, sich an einem Maimorgen an den Schreibtisch zu setzen, wenn der Bitterkeit still da liegt, opalschimmernd von den flackernden Sonnen und den federleichten, blütenweißen Wölfechen, die er spiegt; an einem Morgen, wo die Hügel voll Schwalbenträufeln stehen, schimmernd gelb wie Sommerlilien, und Schlüsselblumen mit hummelnden Bienen und Wellen und den dunkelviolett blauen der Küchenschelle, die man in Jena, der Wiege der Romantik, für die symbolische „blaue Blume“ ausgiebt, die, wie ich glaube, die der Romantik war, von dem Augenblick an, wo Rousseau, vor Mithras weinend, vor ihrem wunderbaren Bild aus dem Waldesdunkel auf die Erde fiel, Rousseau, dessen zweihundertjähriges Jubiläum jetzt bald gefeiert werden wird, Rousseau, der den Menschen zur Natur zurückzuführen wollte, der glaubte, daß die Natur Mann und Weib gründlichst gescheitelt, Rousseau, der ein großer Philosoph war...

Jeder, hast du den Frühlingskollekt? Gedanke der Rechte der Frau, von denen Rousseau nichts wissen wollte, gedanke der kämpfenden Schwärmer, gedanke... Doch die Feder beharrt bei ihrem Vorles, wenn ich an diesem wunderbaren Frühlingstag durchsicheren schreiben muß, von nichts anderem zu schreiben als von dem Weib, das gerade jetzt im stärksten Gegensatz zur Natur steht, nämlich von der modernen, unharmonischen Frau.

Als alle muselmännischen Ehemänner stotzen auf den jaden Dächern ihrer Häuser niederknien und den Einsigen prielen, rufen: „Ich danke dir, Gott, daß ich kein Weib geworden bin“, und als die Männer des Abendlandes in ihren Häusern sitzen, allerdings stumme Dankbarkeit tragen, da war es doch nicht einmal im Abendlande so tun, als wäre die Frau zu sein. Eine solche hatte nichts anderes zu tun, als zwölf Kinder zu geüben, die Remwand für die Gemden ihres Mannes zu weben, all die feinen Fäden mit der Hand zu nähen, zu baden und zu brauen, einzuflechten und einzuspinnen, ihre Kinder zu züchtigen und ihrem Manne untertänig zu sein. In dieser Zeit war es geradezu noch eine Sinecure, eine Frau zu sein. Jetzt müßte sich eine vollkommen hochantige Freude der Seele eines Mannes bemächtigen, wenn er daran denkt, daß es ihm, wie der Schulfänger sagte, nicht zufällig passiert ist, ein Weib zu werden.

Allerdings bringt die Frau von heute nicht zwölf Kinder zur Welt. Wenn sie sich überhaupt erlaubt, zu gebären, dann scheint sie wie die Köchin der Menschheit nur ein Zungens. Befragt sie sich mit den Angelegenheiten ihres Mannes, dann hält sie nicht seine Demos, sondern seine Artikel prüfend gegen das Licht. Wie wollte die Frau von heute — dieser Flügelschlag zwischen einem Telexphon und einem Auto — auch nur dazu kommen, an solche ergebundene Dinge zu denken wie die, denen ihre Großmutter ihre Jahre und Tage widmete?

Telephonisch hat die Frau von heute, ehe sie noch das Bett verlassen hat, alles für Mittag angeordnet — ich meine natürlich die Abstimmung zu Mittag —, ebenso die stornierung am Nachmittag und die Veranlassung am Abend. Beim Frühstück wird sie zwischen jedem Butterbrod zum Apparat gerufen und es ist eine Unternehmung mit Hindernissen, wenn ihr Mann ihr den Inhalt der Morgenszeitung erzählen will. Denn selbst kommt sie fast nie dazu, einen Blick in eine Zeitung zu werfen. So eilt sie denn in ihr Bureau, und von Arbeit gepackt, kann sie nur dank dem Auto dazu kommen, abzuholen und auch zu Mittag zu essen. Nach dem Mittagessen verurteilt der Mann zu plaudern. Aber er bekommt die Antwort, die er jetzt schon inwendig kennt: „Ich habe keine Zeit; ich habe heute abend einen Vortrag. Doch, zehn Minuten — ich kann ein Auto nehmen.“ Sie hört mit einem Ohr zu, läßt das andere von dem Auf des Mannes freieren und stürzt davon.

In seiner Einseitigkeit begann der Mann von einer anderen Frau zu träumen, einer Frau der alten Art, „still und bewegt“. Denn die Frau, die die heutige Zeit ihm gegeben, war niemals „still“, und „bewegt“ nur durch öffentliche Fragen. Wenn er mit dem Kuss empfangen wurde: „Ach, wie hab' ich mich nach dir gefühlt“, dann wußte er, daß sie von ihm Mitgefühl für eine hochste Kritik über ihre letzte Arbeit empfand.

Ob wohl die Hostilität der Frau von heute ausschließlich ihrem überwunden „sozialen Bewußtsein“ zu

zuzurechnen ist? Ob sie nicht in den meisten Fällen von ihrem nervösen Bedürfnis nach stets neuen Sensationen berührt, nach Anregungen von außen — weil ihre eigene Seele nicht lebendig genug ist, um ihr Gesellschaft zu sein —, von ihrer Furcht, nicht überall mitzutun, vergessen zu werden, „lebendig begraben“ zu sein? Denn so ist ihr zumute, wenn sie zwei Tage hintereinander daheim gewesen ist, ohne Besuche oder andere sogenannte neue Impulse. Die Neurose führt sie schließlich ins Sanatorium — wo sie sich Kraft holt, die Jagd von neuem zu beginnen. Andere moderne Frauen, die besten, sind wirklich von Gesellschaftsmüdigkeit befallen und empfinden es als eine Pflicht — aber eine schwere —, das Heim der sozialen Arbeit geliebte im Stich zu lassen. In dieser Anschauung des Pflichtdilemmas liegt ihr Trugschluß.

Tausende von feuersprühenden Blüten durchbohren mich mit der Frage: Wie kann man zu behaupten wagen, daß es ein Dilemma gibt? Die Frau von heute kann allen öffentlichen Pflichten glänzend genügen und dabei Mann und Kinder alles geben, was sie nur wünschen und brauchen. Verstummt denke ich: Was wohl Mann und Kinder meinen?

Aber es gibt eine andere Gruppe, aus der — mit etwas wie Kränen in der Stimme — die Frage kommt: Wie soll man alles bewältigen, was die Frau von heute zu einem verlangt? Man will sich mit ganzem Herzen seinen Lieben widmen, aber man muß doch auch Zeit zum Unterhalt der Familie verdienen. Man wird von seinem Gewissen getrieben, an den Kämpfen der Gegenwart für die Hebung des Rechtes und die Veredlung des Daseins teilzunehmen. Was soll man tun? Am allerjämmerlichsten berührt diese Frage von Frauen, die hinzuzufügen: „Ich leide darunter, daß ich nicht einmal die Zeit habe, mich in Ruhe meines Glüdes zu freuen, so werde ich zwischen der Gewerkschaft einerseits und dem Heim andererseits hin und her gezerrt. Überhaupt übernehme ich keine Arbeit, die ich nicht übernehme. Aber das genügt, daß ich mich in Stücke reißen fühle. Und ohne mein Arbeitseinkommen könnten wir nicht leben.“

Für diese Frauen gibt es keine Hilfe, ehe nicht die Gesellschaft eintritt, daß die für das Brot der Familie arbeitende Mutter einen Gesellschaftsbeitrag bedeutet, den zu verhindern wichtiger ist, als all die anderen Mißverhältnisse, mit denen die Gesellschaftsmütter sich jetzt befaßt. Aber dann gibt es Frauen und Mütter, die den eben Erwähnten sagen: „Ihr seid eben verhältnismäßig glücklich, ihr, von denen niemand verlangen kann, daß ihr auch noch Kraft und Zeit für soziale Tätigkeiten haben solltet. Aber wir, die wir etwas freier gestellt sind, wir werden mit Aufträgen, mit Dingen aller Art überlaufen, die getan werden müssen, wenn wir auch nur einen Schritt vorwärts kommen wollen.“

Ohne Zweifel müssen all diese Dinge getan werden. Aber müssen sie immer von denselben Personen getan werden? Man antwortet, daß die guten Kräfte nicht zahlreich sind, daß es selbstständig ist, sich fernzuhalten, daß es so schwer ist, nein zu sagen. Und doch ist gerade das erste, was eine Frau lernen muß, ehe sie sich in das öffentliche Leben begibt, nein sagen zu können. Mit zehn Briefen am Tage, die beantwortet werden müssen, ergeben sich täglich Anlässe, nein zu sagen. Bald einem Verein, bald der Aufforderung zu einem Vortrag oder zu literarischen Beiträgen oder Kundstagen über alles zwischen Himmel und Erde — von dem Stutzen der Hundeschmähne bis zu der Art, Europa zu patrizieren. Wir lernen nicht nein sagen, ehe wir nicht aufhören, über den Appell an unser „gutes Herz“ gerührt zu sein, ehe wir nicht umhin können, uns bei der Erwähnung unserer „allgemein bekannten Tätigkeiten“ geschmeichelt zu fühlen, ehe wir nicht über das Geschwätz von unserer „Unentbehrlichkeit“ lächeln können. Das man es so weit gebracht, dann hat man seinen Kreis in der Kunst, die Lebenswerte nach ihrer inneren Rangfolge zu ordnen, begonnen.

Die meisten Menschen sind schwach und werden darum von Zeitgeist geformt. Aber wenn diese Schwächen von Zeitgeist unter den Druck fester Verhältnisse gerieben werden, nehmen sie bald auch selbst geformte Form an. In einer Zeit wie der ungerigen, wo alles fließt und braust, werden die Schwächen zu Schaum zweifelhafte. In das Bewußtsein einer Frau von heute können in einem Tage mehr neue Dinge einfließen und durcheinander taumeln, als ihre Großmutter in einem Jahre kennen lernte. Und nichts in dieser reichen Zeit will die Frau von heute fremd gegenüberliegen. Von allem will sie etwas haben. Sich begrenzen, heißt, wie sie

glaubt, sich verringern. Zeit muß gekauft werden, zumellen teuer. Aber ehe es uns nicht gelungen ist, den Tag auf achtundvierzig Stunden anzufrieden, und die Lebensdauer auf dreihundert Jahre zu verlängern — das Minimum, dessen was ein Mensch braucht, um nur den Natur- und Kulturreichtum der Erde ganz zu erleben — bis dahin ist das ersehnte Gesetz der Lebenswerte: Kerne zwischen den Lebenswerten unterscheiden und dich auf das für deine Seele Wesentliche beschränken!

Es man willig geworden, diesem Gesetz zu gehorchen, eribrigt noch die Schwierigkeit der Wahl selbst. Der große Lebenswert ist — für eine Menge Frauen — heute die soziale Tätigkeit, deren Forderungen sie über die des Familienlebens stellen. Mit anderen Worten, sie ordnen das Tote, das worten kann, über, und das Lebende, das sich nicht aufheben läßt, unter. Es gibt ja viele einsame Frauen, die in der Arbeitszeit zwar Schäden an ihrer eigenen Seele nehmen können, aber die durch ihre Abwesenheit wenigstens keine Lücke in einem Heim zurücklassen, Frauen, nach denen keine Mannes Seele sich sehnt, keine Kinderhändchen sich ausstrecken.

Nur die Geistes, die Schöpfenden, die Ideen gebären, sind unentbehrlich. Es gehört zum Charakter der Kultur, daß diese wenigen das Werk, das der Welt gehört, über das Heim stellen müssen, das ihnen allein gehört. Aber all die anderen Frauen, die meinen, daß Mann und Kinder warten können, während sie ihre Agitation betreiben und ihre Vereine organisieren — denn jetzt ist der richtige Moment für all dies, Mann und Kinder bleiben immer da —, welche seitliche Anspannung haben sie nicht von dem ebenso leicht wackelnden, wie wackelnden Leben! Vergessen sie, daß unser aller Tage mit unendlicher Geschwindigkeit dem letzten unserer Tage zueilen? Haben sie keine Ahnung davon, daß das Lebens-Rame Veränderlichkeit ist, daß wir nie etwas gerade so finden, wie wir es verlassen haben? Ihre eigene Bedeutung als heimgeschaffen, veranlassen sie diese so gering, daß sie nicht einmal erkennen, daß diese ihre Aufgabe das Besondere ist, das sie durch irgendeinen anderen ersetzt werden kann? Ein immer tieferes, immerges Zusammenleben zwischen zwei Ehegatten, zwischen Eltern und ihren Kindern, das ist nicht etwas, was von selbst wird. Und das ist eine bewußte Schöpfung, die nicht in verlorenen Stunden zwischen politischen Gesetzen entstehen kann. Da eilt zu deinem Diskussionsklub gerade am dem Abend, wo die Seele des Geliebten eine Gabe für die deine bereit hatte, eine Gabe, die nun nie dargebracht werden wird. Sie verflucht in den Strom der Zeit, und du empfängst sie nie. Du mußt heute eine Extrararbeit machen und hast keine Zeit für dein Kind. Aber das, womit du dich gerade heute bei dem Kinde höchst befaßt hast, kommt du an keinem folgenden Tage mit demselben Erfolg wieder aufnehmen. Für alles Wackelnde gibt es einen rechten Augenblick — dann stehen wir vielleicht vor dem unerwünschten „Nie mehr“ des Lebens.

glaut, sich verringern. Zeit muß gekauft werden, zumellen teuer. Aber ehe es uns nicht gelungen ist, den Tag auf achtundvierzig Stunden anzufrieden, und die Lebensdauer auf dreihundert Jahre zu verlängern — das Minimum, dessen was ein Mensch braucht, um nur den Natur- und Kulturreichtum der Erde ganz zu erleben — bis dahin ist das ersehnte Gesetz der Lebenswerte: Kerne zwischen den Lebenswerten unterscheiden und dich auf das für deine Seele Wesentliche beschränken!

Es man willig geworden, diesem Gesetz zu gehorchen, eribrigt noch die Schwierigkeit der Wahl selbst. Der große Lebenswert ist — für eine Menge Frauen — heute die soziale Tätigkeit, deren Forderungen sie über die des Familienlebens stellen. Mit anderen Worten, sie ordnen das Tote, das worten kann, über, und das Lebende, das sich nicht aufheben läßt, unter. Es gibt ja viele einsame Frauen, die in der Arbeitszeit zwar Schäden an ihrer eigenen Seele nehmen können, aber die durch ihre Abwesenheit wenigstens keine Lücke in einem Heim zurücklassen, Frauen, nach denen keine Mannes Seele sich sehnt, keine Kinderhändchen sich ausstrecken.

Nur die Geistes, die Schöpfenden, die Ideen gebären, sind unentbehrlich. Es gehört zum Charakter der Kultur, daß diese wenigen das Werk, das der Welt gehört, über das Heim stellen müssen, das ihnen allein gehört. Aber all die anderen Frauen, die meinen, daß Mann und Kinder warten können, während sie ihre Agitation betreiben und ihre Vereine organisieren — denn jetzt ist der richtige Moment für all dies, Mann und Kinder bleiben immer da —, welche seitliche Anspannung haben sie nicht von dem ebenso leicht wackelnden, wie wackelnden Leben! Vergessen sie, daß unser aller Tage mit unendlicher Geschwindigkeit dem letzten unserer Tage zueilen? Haben sie keine Ahnung davon, daß das Lebens-Rame Veränderlichkeit ist, daß wir nie etwas gerade so finden, wie wir es verlassen haben? Ihre eigene Bedeutung als heimgeschaffen, veranlassen sie diese so gering, daß sie nicht einmal erkennen, daß diese ihre Aufgabe das Besondere ist, das sie durch irgendeinen anderen ersetzt werden kann? Ein immer tieferes, immerges Zusammenleben zwischen zwei Ehegatten, zwischen Eltern und ihren Kindern, das ist nicht etwas, was von selbst wird. Und das ist eine bewußte Schöpfung, die nicht in verlorenen Stunden zwischen politischen Gesetzen entstehen kann. Da eilt zu deinem Diskussionsklub gerade am dem Abend, wo die Seele des Geliebten eine Gabe für die deine bereit hatte, eine Gabe, die nun nie dargebracht werden wird. Sie verflucht in den Strom der Zeit, und du empfängst sie nie. Du mußt heute eine Extrararbeit machen und hast keine Zeit für dein Kind. Aber das, womit du dich gerade heute bei dem Kinde höchst befaßt hast, kommt du an keinem folgenden Tage mit demselben Erfolg wieder aufnehmen. Für alles Wackelnde gibt es einen rechten Augenblick — dann stehen wir vielleicht vor dem unerwünschten „Nie mehr“ des Lebens.

Als Josefeggers Dichterwerkstatt.

Im „Heimgarten“ tat der soeben verstorbenen Josefeggers über sein dichtestisches Schaffen einmal folgenden, für ihn bezeichnenden Ausspruch: „Als Poet, als Erzähler ist es bei mir so, daß ich, der Autor, mich mit dem Volkeshof insofern einse, als ich voraussetze, daß er mich nicht wußt, daß wenigstens in der Dichtkunst die Dinge so vor sich gehen und enden, wie es die Gerechtigkeit verlangt. Beim Lesen haben die Leute ja noch Gerechtigkeitssinn und es freut sie, wenn jedem in der Erzählung nach seinem Verdienst geschieht, wenn der ehrliche Kerl siegt und der Schurke gequält wird. Oder wenn einer sein ungetreutes Wesen hebenhaft und mit Humor erträgt. In diesem Sinne trachtete ich, meine Geschichten so durchzuführen, daß sie dem Leser wie ein freude machen können. Den Reiz der triumphierenden und den Belohnungen zu Grunde gehen sehen, das wäre, denkt mir, kein großes Vergnügen. Und wozu die Leute mit Bedacht quälen, die so vertrauens nach meinem Buch gegriffen haben. Dichter, die das Leben so eckend und noch elender schildern, als es wirklich ist, haben wir heutzulage ohnehin genug. So ist es vielleicht nicht allzu großer Fehler, wenn ein Poet in seinem Werke das Menschenleben einmal ein wenig reinigen und erhellen will, daß wir wenigstens in der Kunst das finden, was zu unserem Schmerz die Wirklichkeit so oft grausam vermag.“

Niemand wird's bezweifeln. „Ich glaube wirklich nicht, daß der ärztliche Beruf so viel zur Änderung der Leben der Menschheit beigetragen hat, wie mancher anderer“, sagt ihr Gatte. „Und welcher Beruf hat's mehr für uns getan?“ „Nur der Pianostimmer.“

Im Zeitenwechsel.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(5. Fortsetzung.)

„Ich erlaube mir, Ihnen gestern schon mitgeteilt“, erwiderte der Doktor, daß Ihr Herr Vater auch für sein Bequämlis ganz genaue Bestimmungen getroffen hat, es ist hier auf diesem Blatte alles darüber verzeichnet — von meiner Hand, nach des Verstorbenen Diktat.“ Er legte ein zusammengefaltetes Blatt auf den Tisch. „Doch war das nicht eigentlich der Grund, weshalb ich eine Unterredung mit Ihnen, Herr Graf erbat“, fuhr er fort. „Sie mögen entschuldigen, daß ich so früh kommen durfte, doch bin ich bereits fast volle zwei Tagen hier in Sentenberg, und die Pflicht für meine Patienten erfordert meine Rückkehr zur Stadt.“

Leotar neigte zustimmend den Kopf und wies auf den nächsten Stuhl. „Bitte“, sagte er kurz. Beide Männer nahmen Platz und der Doktor begann, ohne Leotar anzusehen. „Der theure Verstorbene hatte das dringende Verlangen, Ihnen, Herr Graf, vor seinem Tode noch einige Mitteilungen aus seinem früheren Leben zu machen und durch dieselben seine Wünsche und Bestimmungen für die Zukunft vor Ihnen zu verzeichnen. Leider war es mir sofort, als ich an das Bett Ihres Herrn Vaters trat, klar, daß es sich nur noch um ein Lebensbrevier von Stunden handeln könne und obgleich ich, um seine Aufregung und Unruhe zu dämpfen, noch das zweite Telegramm an Sie absandte, was es mir zweifellos, daß Sie ihn nicht mehr am Leben haben würden. Als daher einige Stunden später der Herr Graf die Frage — Wann zum Namen, wie er sich ausdrückte — an mich richtete, es ich glaube, daß er noch bis zu Ihrer Ankunft leben konnte, mußte ich nach meinem Gewissen sich verneinen. Als er mich dann befragte, ich möge alles thun, was die ärztliche Kunst vermöge um sein Leben noch aufzuhalten, da er noch eine alte Schuld zu zahlen, sein Gewissen zu beruhigen habe, nicht sterben könne und wollte, bevor er Sie gesprochen, konnte ich nur versuchen, ihn durch einige angewandte Mittel und tröstliche Zusprüche zu beruhigen. Es gelang mir nicht, denn er war eine klare Natur, um sich täuschen zu lassen. Unablässig schien ihm die große Unruhe, die ihn quälte, zu sinken. Gegen Mitternacht schied er friedlich. Die bis hier, so schwach und elend sie sich selbst fühlte, so daß sie fast zusammenbrach, doch bei ihm ausgeharrt hatte, mit dem Befehl fort, sie solle sich einige Stunden in ihrem Zimmer ausruhen. Dann hing er auch dem Diener sich entziehen — ich blieb allein mit ihm.“

Der Doktor zögerte einen Moment, als er merkte, daß ein Wort Leotar's, da es aber ausblieb, fuhr er, immer ohne ihn anzusehen, fort: „Ich bitte Sie, Herr Graf in Betracht zu ziehen, daß Ihr Herr Vater mich seit beinahe dreißig Jahren kannte, daß ich um ihn in den letzten Jahren viel in Sentenberg war und daß er mich stets seines Vertrauens gewürdigt hatte.“ Wieder trat eine Pause ein und wieder fuhr der Doktor fort: „Der Herr Graf sagte nun also, daß er nicht sterben wollte, ohne Ihnen die, wie er jetzt fühlte, so lange verzögerten Mitteilungen über sein vergangenes Leben und die daraus resultierenden Bestimmungen für die Zukunft zu hinterlassen. Er wolle mir Alles mitteilen, und wenn bei Ihrer Ankunft in Sentenberg sein Tod schon erfolgt sei, dann solle ich Ihnen die Blätter übergeben eines Sterbenden nicht mißtrauen würde. Unter fichtbar großen Schmerzen und Qualen und mit vielen Unterbrechungen diktierte er, Erst gegen Morgen war unsere Arbeit beendet, und er hat, wie Sie sehen werden, auch selbst mit fester Hand unterschrieben, dann wurde er sehr ruhig und still; er ließ Fraulein Cecile, die unglückliche Waise an der Tür gefangen war und von mir immer hatte zurückgewiesen werden müssen, rufen, und eine Stunde später war Alles vorüber.“

Der Diätar legte ein verschlossenes Kuvert, das Leotar's Adresse trug, neben jenes erste Blatt und erhob sich. „Gestatten Sie mir, noch schließliche auszusprechen“, begann er noch einmal, „was ein Mann, den der theure Verstorbene durch ein so hohes Vertrauen ehrte, vielleicht kaum mehr zu sagen nötig hätte, daß Alles, was diese Blätter enthalten, in meiner Brust begraben ist, daß ich auch Ihnen gegenüber, Herr Graf, stehende Einer der nichts weiß, der mit seinem Wort an Verlangenen oder Zufälligen rühren wird.“

Leotar hatte sich ebenfalls erhoben; seine feet übereinandergepreßten Lippen, seine zusammengepressten Brauen verrieten das Mißbehagen, das ihm die Mitteilungen des Doktor erregt hatten: ein Fremder, Mitarbeiter von Familienangelegenheiten, von Bekanntheiten und letzten Bestimmungen des Vaters an den Sohn! Er hatte sich nur mühsam beherrscht, aber die Schlüsselworte des Doktor erschöpften seine Geduld. Er warf einen Blick auf die Uhr und sagte unter hochmütiger Zurückweisung: „Ich bin überzeugt, daß jene Papiere nicht enthalten können, was die Eire meines Vaters oder meines Hauses schwächt; die Brüder August haben niemals das Auge über das Urteil der Welt zu schenken geübt.“

„Ich erlaube mir, Ihnen gestern schon mitgeteilt“, erwiderte der Doktor, daß Ihr Herr Vater auch für sein Bequämlis ganz genaue Bestimmungen getroffen hat, es ist hier auf diesem Blatte alles darüber verzeichnet — von meiner Hand, nach des Verstorbenen Diktat.“ Er legte ein zusammengefaltetes Blatt auf den Tisch. „Doch war das nicht eigentlich der Grund, weshalb ich eine Unterredung mit Ihnen, Herr Graf erbat“, fuhr er fort. „Sie mögen entschuldigen, daß ich so früh kommen durfte, doch bin ich bereits fast volle zwei Tagen hier in Sentenberg, und die Pflicht für meine Patienten erfordert meine Rückkehr zur Stadt.“

Leotar neigte zustimmend den Kopf und wies auf den nächsten Stuhl. „Bitte“, sagte er kurz. Beide Männer nahmen Platz und der Doktor begann, ohne Leotar anzusehen. „Der theure Verstorbene hatte das dringende Verlangen, Ihnen, Herr Graf, vor seinem Tode noch einige Mitteilungen aus seinem früheren Leben zu machen und durch dieselben seine Wünsche und Bestimmungen für die Zukunft vor Ihnen zu verzeichnen. Leider war es mir sofort, als ich an das Bett Ihres Herrn Vaters trat, klar, daß es sich nur noch um ein Lebensbrevier von Stunden handeln könne und obgleich ich, um seine Aufregung und Unruhe zu dämpfen, noch das zweite Telegramm an Sie absandte, was es mir zweifellos, daß Sie ihn nicht mehr am Leben haben würden. Als daher einige Stunden später der Herr Graf die Frage — Wann zum Namen, wie er sich ausdrückte — an mich richtete, es ich glaube, daß er noch bis zu Ihrer Ankunft leben konnte, mußte ich nach meinem Gewissen sich verneinen. Als er mich dann befragte, ich möge alles thun, was die ärztliche Kunst vermöge um sein Leben noch aufzuhalten, da er noch eine alte Schuld zu zahlen, sein Gewissen zu beruhigen habe, nicht sterben könne und wollte, bevor er Sie gesprochen, konnte ich nur versuchen, ihn durch einige angewandte Mittel und tröstliche Zusprüche zu beruhigen. Es gelang mir nicht, denn er war eine klare Natur, um sich täuschen zu lassen. Unablässig schien ihm die große Unruhe, die ihn quälte, zu sinken. Gegen Mitternacht schied er friedlich. Die bis hier, so schwach und elend sie sich selbst fühlte, so daß sie fast zusammenbrach, doch bei ihm ausgeharrt hatte, mit dem Befehl fort, sie solle sich einige Stunden in ihrem Zimmer ausruhen. Dann hing er auch dem Diener sich entziehen — ich blieb allein mit ihm.“

Der Diätar legte ein verschlossenes Kuvert, das Leotar's Adresse trug, neben jenes erste Blatt und erhob sich. „Gestatten Sie mir, noch schließliche auszusprechen“, begann er noch einmal, „was ein Mann, den der theure Verstorbene durch ein so hohes Vertrauen ehrte, vielleicht kaum mehr zu sagen nötig hätte, daß Alles, was diese Blätter enthalten, in meiner Brust begraben ist, daß ich auch Ihnen gegenüber, Herr Graf, stehende Einer der nichts weiß, der mit seinem Wort an Verlangenen oder Zufälligen rühren wird.“

„Liebe, ich erlaube mir, Ihnen gestern schon mitgeteilt“, erwiderte der Doktor, daß Ihr Herr Vater auch für sein Bequämlis ganz genaue Bestimmungen getroffen hat, es ist hier auf diesem Blatte alles darüber verzeichnet — von meiner Hand, nach des Verstorbenen Diktat.“ Er legte ein zusammengefaltetes Blatt auf den Tisch. „Doch war das nicht eigentlich der Grund, weshalb ich eine Unterredung mit Ihnen, Herr Graf erbat“, fuhr er fort. „Sie mögen entschuldigen, daß ich so früh kommen durfte, doch bin ich bereits fast volle zwei Tagen hier in Sentenberg, und die Pflicht für meine Patienten erfordert meine Rückkehr zur Stadt.“

Leotar neigte zustimmend den Kopf und wies auf den nächsten Stuhl. „Bitte“, sagte er kurz. Beide Männer nahmen Platz und der Doktor begann, ohne Leotar anzusehen. „Der theure Verstorbene hatte das dringende Verlangen, Ihnen, Herr Graf, vor seinem Tode noch einige Mitteilungen aus seinem früheren Leben zu machen und durch dieselben seine Wünsche und Bestimmungen für die Zukunft vor Ihnen zu verzeichnen. Leider war es mir sofort, als ich an das Bett Ihres Herrn Vaters trat, klar, daß es sich nur noch um ein Lebensbrevier von Stunden handeln könne und obgleich ich, um seine Aufregung und Unruhe zu dämpfen, noch das zweite Telegramm an Sie absandte, was es mir zweifellos, daß Sie ihn nicht mehr am Leben haben würden. Als daher einige Stunden später der Herr Graf die Frage — Wann zum Namen, wie er sich ausdrückte — an mich richtete, es ich glaube, daß er noch bis zu Ihrer Ankunft leben konnte, mußte ich nach meinem Gewissen sich verneinen. Als er mich dann befragte, ich möge alles thun, was die ärztliche Kunst vermöge um sein Leben noch aufzuhalten, da er noch eine alte Schuld zu zahlen, sein Gewissen zu beruhigen habe, nicht sterben könne und wollte, bevor er Sie gesprochen, konnte ich nur versuchen, ihn durch einige angewandte Mittel und tröstliche Zusprüche zu beruhigen. Es gelang mir nicht, denn er war eine klare Natur, um sich täuschen zu lassen. Unablässig schien ihm die große Unruhe, die ihn quälte, zu sinken. Gegen Mitternacht schied er friedlich. Die bis hier, so schwach und elend sie sich selbst fühlte, so daß sie fast zusammenbrach, doch bei ihm ausgeharrt hatte, mit dem Befehl fort, sie solle sich einige Stunden in ihrem Zimmer ausruhen. Dann hing er auch dem Diener sich entziehen — ich blieb allein mit ihm.“

Der Doktor zögerte einen Moment, als er merkte, daß ein Wort Leotar's, da es aber ausblieb, fuhr er, immer ohne ihn anzusehen, fort: „Ich bitte Sie, Herr Graf in Betracht zu ziehen, daß Ihr Herr Vater mich seit beinahe dreißig Jahren kannte, daß ich um ihn in den letzten Jahren viel in Sentenberg war und daß er mich stets seines Vertrauens gewürdigt hatte.“ Wieder trat eine Pause ein und wieder fuhr der Doktor fort: „Der Herr Graf sagte nun also, daß er nicht sterben wollte, ohne Ihnen die, wie er jetzt fühlte, so lange verzögerten Mitteilungen über sein vergangenes Leben und die daraus resultierenden Bestimmungen für die Zukunft zu hinterlassen. Er wolle mir Alles mitteilen, und wenn bei Ihrer Ankunft in Sentenberg sein Tod schon erfolgt sei, dann solle ich Ihnen die Blätter übergeben eines Sterbenden nicht mißtrauen würde. Unter fichtbar großen Schmerzen und Qualen und mit vielen Unterbrechungen diktierte er, Erst gegen Morgen war unsere Arbeit beendet, und er hat, wie Sie sehen werden, auch selbst mit fester Hand unterschrieben, dann wurde er sehr ruhig und still; er ließ Fraulein Cecile, die unglückliche Waise an der Tür gefangen war und von mir immer hatte zurückgewiesen werden müssen, rufen, und eine Stunde später war Alles vorüber.“

Der Diätar legte ein verschlossenes Kuvert, das Leotar's Adresse trug, neben jenes erste Blatt und erhob sich. „Gestatten Sie mir, noch schließliche auszusprechen“, begann er noch einmal, „was ein Mann, den der theure Verstorbene durch ein so hohes Vertrauen ehrte, vielleicht kaum mehr zu sagen nötig hätte, daß Alles, was diese Blätter enthalten, in meiner Brust begraben ist, daß ich auch Ihnen gegenüber, Herr Graf, stehende Einer der nichts weiß, der mit seinem Wort an Verlangenen oder Zufälligen rühren wird.“

Leotar hatte sich ebenfalls erhoben; seine feet übereinandergepreßten Lippen, seine zusammengepressten Brauen verrieten das Mißbehagen, das ihm die Mitteilungen des Doktor erregt hatten: ein Fremder, Mitarbeiter von Familienangelegenheiten, von Bekanntheiten und letzten Bestimmungen des Vaters an den Sohn! Er hatte sich nur mühsam beherrscht, aber die Schlüsselworte des Doktor erschöpften seine Geduld. Er warf einen Blick auf die Uhr und sagte unter hochmütiger Zurückweisung: „Ich bin überzeugt, daß jene Papiere nicht enthalten können, was die Eire meines Vaters oder meines Hauses schwächt; die Brüder August haben niemals das Auge über das Urteil der Welt zu schenken geübt.“

„Ich erlaube mir, Ihnen gestern schon mitgeteilt“, erwiderte der Doktor, daß Ihr Herr Vater auch für sein Bequämlis ganz genaue Bestimmungen getroffen hat, es ist hier auf diesem Blatte alles darüber verzeichnet — von meiner Hand, nach des Verstorbenen Diktat.“ Er legte ein zusammengefaltetes Blatt auf den Tisch. „Doch war das nicht eigentlich der Grund, weshalb ich eine Unterredung mit Ihnen, Herr Graf erbat“, fuhr er fort. „Sie mögen entschuldigen, daß ich so früh kommen durfte, doch bin ich bereits fast volle zwei Tagen hier in Sentenberg, und die Pflicht für meine Patienten erfordert meine Rückkehr zur Stadt.“

Leotar neigte zustimmend den Kopf und wies auf den nächsten Stuhl. „Bitte“, sagte er kurz. Beide Männer nahmen Platz und der Doktor begann, ohne Leotar anzusehen. „Der theure Verstorbene hatte das dringende Verlangen, Ihnen, Herr Graf, vor seinem Tode noch einige Mitteilungen aus seinem früheren Leben zu machen und durch dieselben seine Wünsche und Bestimmungen für die Zukunft vor Ihnen zu verzeichnen. Leider war es mir sofort, als ich an das Bett Ihres Herrn Vaters trat, klar, daß es sich nur noch um ein Lebensbrevier von Stunden handeln könne und obgleich ich, um seine Aufregung und Unruhe zu dämpfen, noch das zweite Telegramm an Sie absandte, was es mir zweifellos, daß Sie ihn nicht mehr am Leben haben würden. Als daher einige Stunden später der Herr Graf die Frage — Wann zum Namen, wie er sich ausdrückte — an mich richtete, es ich glaube, daß er noch bis zu Ihrer Ankunft leben konnte, mußte ich nach meinem Gewissen sich verneinen. Als er mich dann befragte, ich möge alles thun, was die ärztliche Kunst vermöge um sein Leben noch aufzuhalten, da er noch eine alte Schuld zu zahlen, sein Gewissen zu beruhigen habe, nicht sterben könne und wollte, bevor er Sie gesprochen, konnte ich nur versuchen, ihn durch einige angewandte Mittel und tröstliche Zusprüche zu beruhigen. Es gelang mir nicht, denn er war eine klare Natur, um sich täuschen zu lassen. Unablässig schien ihm die große Unruhe, die ihn quälte, zu sinken. Gegen Mitternacht schied er friedlich. Die bis hier, so schwach und elend sie sich selbst fühlte, so daß sie fast zusammenbrach, doch bei ihm ausgeharrt hatte, mit dem Befehl fort, sie solle sich einige Stunden in ihrem Zimmer ausruhen. Dann hing er auch dem Diener sich entziehen — ich blieb allein mit ihm.“

Der Doktor zögerte einen Moment, als er merkte, daß ein Wort Leotar's, da es aber ausblieb, fuhr er, immer ohne ihn anzusehen, fort: „Ich bitte Sie, Herr Graf in Betracht zu ziehen, daß Ihr Herr Vater mich seit beinahe dreißig Jahren kannte, daß ich um ihn in den letzten Jahren viel in Sentenberg war und daß er mich stets seines Vertrauens gewürdigt hatte.“ Wieder trat eine Pause ein und wieder fuhr der Doktor fort: „Der Herr Graf sagte nun also, daß er nicht sterben wollte, ohne Ihnen die, wie er jetzt fühlte, so lange verzögerten Mitteilungen über sein vergangenes Leben und die daraus resultierenden Bestimmungen für die Zukunft zu hinterlassen. Er wolle mir Alles mitteilen, und wenn bei Ihrer Ankunft in Sentenberg sein Tod schon erfolgt sei, dann solle ich Ihnen die Blätter übergeben eines Sterbenden nicht mißtrauen würde. Unter fichtbar großen Schmerzen und Qualen und mit vielen Unterbrechungen diktierte er, Erst gegen Morgen war unsere Arbeit beendet, und er hat, wie Sie sehen werden, auch selbst mit fester Hand unterschrieben, dann wurde er sehr ruhig und still; er ließ Fraulein Cecile, die unglückliche Waise an der Tür gefangen war und von mir immer hatte zurückgewiesen werden müssen, rufen, und eine Stunde später war Alles vorüber.“

Der Diätar legte ein verschlossenes Kuvert, das Leotar's Adresse trug, neben jenes erste Blatt und erhob sich. „Gestatten Sie mir, noch schließliche auszusprechen“, begann er noch einmal, „was ein Mann, den der theure Verstorbene durch ein so hohes Vertrauen ehrte, vielleicht kaum mehr zu sagen nötig hätte, daß Alles, was diese Blätter enthalten, in meiner Brust begraben ist, daß ich auch Ihnen gegenüber, Herr Graf, stehende Einer der nichts weiß, der mit seinem Wort an Verlangenen oder Zufälligen rühren wird.“

Das Hoffmann Gebäude. Hoffmann Funeral Home. 24. und Dodge Straße.

Ideal Button & Pleating Co. Knöpfen, Hohlsäumen und Picot Spitzen, Stiderei, Flecht- und Perlenarbeiten, Schlingereiarbeiten, Knopflochnähen. 3. Stockwerk, Brown Block, Ecke 16. und Douglas Str., gegenüber Brandeis Store, Tel. Douglas 1936, Omaha.

Drei 10c Brote für 25c. Frische Brötchen jeden Morgen und Nachmittag. Für den Sonntag Morgen: Vorzüglicher Kaffeekekuchen. KUENNE'S Bäckerei. 2916 Leavenworth und 504 Süd 16. Str.

CHAS. F. KRELLE. Klempner und Händler in Eisen- und Blechwaren, Zinn, Eisenblech, Furnace-Arbeit usw. Tel. Doug. 311. 610 Süd 13. Str.

P. Melchers & Son! Maschinenwerkstatt. Auto-Reparaturen eine Spezialität. Reparaturen aller Art prompt ausgeführt. 1218 Corners Straße Omaha, Neb.

William Sternberg. Deutscher Advokat. Zimmer 950-954, Omaha National Bank-Gebäude. Tel. Douglas 962. Omaha, Neb.

Klassifizierte Anzeigen! Verlangt — Weiblich. Verlangt: Eine Frau als Wäscherin, kleine Familie, haben eine Wäscheschöne. Man spreche Sonntag vor in No. 3729 March Str., Garney 3781. 10-26-18

Kleines Heiratsgesuch. Kleinsteher deutsch-amerikanischer Farmer (Austreicher) sucht sofort tüchtige Haushälterin. Alter 30-45 Jahren, zweisprachiger Heirat. Farmermäddchen oder Witwe bevorzugt. Man schreibe an 100, Omaha Tribune. 10-26-18

Kost und Logis. Das preiswürdigste Essen bei Peter Anny. Deutsche Küche. 1508 Dodge Straße, 2. Stock. ff

Kost und Wohnung. Frauen und Mädchen, die in Läden und Fabriken arbeiten, finden gutes Heim, wenn gewünscht auch gutes, nachtheiliges Kost für einzelne Tage und bei der Woche, bei Frau Raumann, 1715 Süd 15. Str. ff

Automobil-Experten. Hochgradiges Lackieren von Automobilen; alle Arbeit preiswert. — Wm. Gundlach, 2104 Cuming Str., Omaha. Tel. Doug. 7758. 1-26-19

Glück bringende Trauringe bei Brodegaard, 48. und Douglas Str. Defektive. James Allen. — 312 Reville Bldg. Beweise erlangt in Kriminal- und Zivilfällen. — Alles streng vertraulich. — Tel. Taylor 1136. Wohnung, Douglas 802. — ff

Elektrisches. Gebrachte elektrische Motoren. — Tel. Douglas 2019. Le Bron & Gray, 116 Süd 13. Str. Advokaten. S. Fischer, deutscher Rechtsanwalt und Notar. Grundstücke gepflast. Zimmer 1418 First National Bank Building.

(Fortsetzung folgt.)